

Oldenburger Universitätsreden

Vorträge · Ansprachen · Aufsätze

herausgegeben von
Sabine Doering und Hans-Joachim Wätjen

In der Reihe *Oldenburger Universitätsreden* werden unveröffentlichte Vorträge und kürzere wissenschaftliche Abhandlungen Oldenburger Wissenschaftler und Gäste der Universität sowie Reden und Ansprachen, die aus aktuellem Anlass gehalten werden, publiziert.

Die *Oldenburger Universitätsreden* wurden seit 1986 bis zur Nummer 175 herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich W. Busch, Fakultät I Erziehungs- und Bildungswissenschaften, und – bis zur Nummer 124 – vom Ltd. Bibliotheksdirektor Hermann Havekost, Bibliotheks- und Informationssystem der Universität.

Die Veröffentlichungen stellen keine Meinungsäußerung der Universität Oldenburg dar. Für die inhaltlichen Aussagen tragen die jeweiligen Autorinnen und Autoren die Verantwortung.

Anschriften der Herausgeber:

Prof. Dr. Sabine Doering
Fakultät III
Institut für Germanistik
Postfach 25 03

26111 Oldenburg

Telefon: 0441/798-3049

Telefax: 0441/798-2399

E-Mail:

sabine.doering@uni-oldenburg.de

Ltd. Bibl. Dir. Hans-Joachim Wätjen

Informations-, Bibliotheks- und
IT-Dienste der Universität Oldenburg

Postfach 25 41

26015 Oldenburg

Telefon: 0441/798-4010

Telefax: 0441/798-4040

E-Mail:

hans.j.waetjen@uni-oldenburg.de

Redaktionsanschrift:

Oldenburger Universitätsreden
Informations-, Bibliotheks- und
IT-Dienste der Universität Oldenburg
z. H. Frau Barbara Šíp (BIS-Verlag)

Postfach 25 41
26015 Oldenburg

Telefon: 0441/798-2261
Telefax: 0441/798-4040

E-Mail: bisverlag@uni-oldenburg.de

Nr. 196

Michael Daxner

**Frieden
Wissenschaft
Unsicherheit**

Abschiedsvorlesung am 10.2.2011

2011

Inhalt

Vorwort	5
Michael Daxner Frieden Wissenschaft Unsicherheit	9
Der Autor	29

VORWORT

Nach fast 25 Jahren aktiver Gestaltung von Hochschul-, Wissenschafts- und Interventionspolitik – in Oldenburg, im Kosovo und später in Afghanistan – sowie engagierter Hochschullehre und Forschung verabschiedete sich Michael Daxner von seiner Carl von Ossietzky Universität Oldenburg mit einer öffentlichen Vorlesung. Er wird den Ruhestand sicher nicht in Muße als Privatier genießen, sondern seine geliebte Wissenschaft und die politische Einmischung jetzt wohl noch intensiver betreiben – künftig von Potsdam und Berlin und leider weniger von Oldenburg aus.

Der 1986 zum Präsidenten gewählte Hochschuldidaktiker Daxner überzeugte in Oldenburg die Kritiker und Skeptiker schnell und gewann auch in Hannover Anerkennung bei den Wissenschaftsministern und der -ministerin. Schließlich wurde er als einziger Oldenburger Universitätspräsident für eine zweite Amtszeit wiedergewählt. Die Reden und Grußworte anlässlich des Festaktes zu seiner Wiederwahl – erschienen als Universitätsrede unter dem Titel *„Regionalbewußtsein und Universität“* (Nr. 54) – dokumentieren die von seinem Amtsvorgänger Horst Zilleßen begonnene und von ihm erfolgreich fortgesetzte Vernetzung und die erreichte hohe Akzeptanz der Universität in der Stadt und Region. Hier wirkte Daxner überaus erfolgreich gemeinsam mit den Vorsitzenden der Universitätsgesellschaft Oldenburg, Dr. Christopher Pleister und Dr. h. c. Peter Waskönig. Aufgrund seiner Persönlichkeit und seines Engagements wurde die Universität Oldenburg aber auch international bekannt.

Die Ära Daxner ist in den Universitätsreden vielfach dokumentiert: beginnend mit der Antrittsrede 1986 (Nr. 2), über die schon genannte Rede nach der Wiederwahl, bis hin zur Rede anlässlich der Amtsübergabe an seinen Nachfolger Siegfried Grubitzsch (Nr. 111). Die nicht gehaltene Rede vor Ablauf seiner zweiten Amtszeit unter dem Titel *„Die gute Universität“* (Nr. 100) drückte seine pointierten Positionen am deutlichsten aus. Seine Vor-

stellungen waren für leider zu Wenige motivierend. Für Andere waren sie gleichzeitig das Motiv, ihn auf keinen Fall in eine dritte Amtszeit zu wählen.

Michael Daxners Rückblick auf seine Amtszeit aus heutiger Sicht und die Dokumentation der Ereignisse werden schon bald zusammen mit den subjektiven Reflektionen aller Oldenburger Universitätspräsidenten, angefangen mit dem Gründungsrektor Rainer Krüger bis zur kommissarischen Präsidentin Heide Ahrens, in einem von Gerhard Harms und Dr. h. c. Peter Waskönig herausgegebenen Band des BIS-Verlages nachzulesen sein. So viel sei verraten: Michael Daxner wählte für seinen Beitrag den Titel *„Mehr Last als Lust“*.

Das Vorwort für diese – sicher nicht letzte – Oldenburger Universitätsrede von Michael Daxner soll kein Abstract bieten, das die Lektüre ersetzt. Denn das Lesen der Vorlesung über *„Frieden Wissenschaft Unsicherheit“* lohnt. Sie ist ein Geschenk von Michael Daxner an seine Universität, wie die Veranstaltung insgesamt mit Vortrag und der Musik von Jascha Nemtsov eines war.

Die Herausgeber der Oldenburger Universitätsreden entschieden, ohne den Text der Abschiedsvorlesung zu kennen und noch bevor er geschrieben worden war, ihn zu publizieren. Michael Daxner sagte ebenso schnell zu, und so konnte die vorliegende Universitätsrede in bewährter gedruckter Form wie auch online und damit frei zugänglich auf unserem Open-Access-Server publiziert werden. Dank der reibungslosen Zusammenarbeit von Verlag und Autor gelang es, das Heft bereits zur Vorlesung am 9. Februar 2011 gedruckt zu präsentieren, so dass Publikum und Öffentlichkeit zeitnah die Möglichkeit zur Lektüre und Diskussion von Michael Daxners Aussagen über *„Frieden Wissenschaft Unsicherheit“* haben.

Michael Daxner knüpft mit seinen Reflektionen zu Frieden, zur Interventionstheorie und zur Komplizität der Wissenschaft mit ihren Gegenständen an seine praktischen Erfahrungen im Kosovo und später in Afghanistan an. Für ihn sind Frieden und Sicherheit keine erreichbaren Heilszustände, sondern Ergebnisse intensiver Konfliktbearbeitung mit dem Ziel der Gewaltreduktion. *„Die Frage ist konkret: ich arbeite in Afghanistan zurzeit in einer*

Gesellschaft, in der praktisch niemand weiß, wie Frieden schmeckt. Trotzdem ist er im täglichen Brot präsent.“

Seine Bilanz gleich zu Beginn der Abschiedsvorlesung *„Frühere Zuversicht ist der Hoffnung gewichen“* mag ernüchternd klingen, sie sollte aber seine weitere Arbeit beflügeln.

Den Schluss des Vorwortes zur Jubiläumsrede Nr. 100, verfasst von Friedel Busch und Hermann Havekost, können die aktuellen Herausgeber der Oldenburger Universitätsreden abgewandelt wiederholen und bekräftigen:

„Dem Verfasser der hier veröffentlichten gehaltenen [Abschiedsvorlesung], Professor Michael Daxner, wünschen wir eine [glückliche] Tätigkeit in der „Zeit danach“ und weiterhin Erfolg in Wissenschaft und Politik.“

Oldenburg, im Februar 2011

Sabine Doering und Hans-Joachim Wätjen

MICHAEL DAXNER

Frieden Wissenschaft Unsicherheit

Zur Einleitung

Liebe Birgit, Familie, Freunde, Kolleginnen und Kollegen, liebe MitarbeiterInnen und Studis, liebe Frau Präsidentin:

Danke, dass Sie und Ihr heute gekommen seid. Persönlich wird niemand genannt und begrüßt, schon aus Gründen der Gerechtigkeit und weil es eine Vorlesung und keine Feierstunde ist; eine Vorlesung, zu der ich Sie und Euch gebeten habe. Dass Ihr alle hier seid, ist ein Teil jener Gabe, die ich mir schenke und Euch. Die Selbstbezüglichkeit, die auch der Sorge um mich selbst entspringt, ist keine der nachträglichen Positionierung in Politik oder Institution, sie ist mein Blick auf die Wissenschaft, die ich neben den konkreten Personen Zeit meines Lebens am meisten geliebt habe. Und, noch nicht wirklich alt, weiter lieben darf, wenn auch ein wenig zurücktretend hinter die Personen. Also: Danke von Herzen.

Jascha Nemtsov wird erst einmal spielen. Ich muss eines klarstellen: als ich zu meinem 50. Geburtstag in diesem Raum die *Winterreise* von Franz Schubert mitgebracht hatte, fragten viele, ob ich denn der Melancholie des Abschieds anheimgefallen wäre; welch ein Missverständnis! Schuberts *Andante*, das Wandern, bleibt auch dem fröhlichen, dem hoffenden Menschen nicht erspart, umso besser, wenn man es als Bewegung, als Dynamik erkennt. Und heute wird Jascha Nemtsov Ausgegrabenes präsentieren, nicht schon vergessen, aber schon der Archäologie zugänglich, einer Spurensuche, die mit dem Alter immer drängender wird.

Ich werde in dieser Vorlesung auf eine andere Seite der Welt eingehen, eine, die uns ferner zu sein scheint und doch viel näher

an unsere Umgebung heranrückt als etwa die Befreiungskriege vor 50 Jahren. Die Interventionskultur und die Theorie von transnationalen Konflikten auf der Ebene von konkreten Gesellschaften, Lebenswelten, im Mikrobereich von wirklich handelnden Personen und nicht nur Strukturen – all das hat mich stark geprägt, und vieles, das ich aus 1968 mit mir genommen habe, hat es in neuem Licht erscheinen lassen; also hat es auch mich verändert. Und in diesem Zusammenhang wird auch viel von der Interventionstheorie zu hören sein, an der ich weiterhin arbeite.

Wenn wir uns nach meiner Vorlesung aus dem so genannten Betrieb dieser Universität verabschieden, so möchte ich betonen: ich bin ja nicht aus der Oldenburger Welt. Morgen und übermorgen habe ich noch ein Seminar, am Montag eine Prüfung und am Donnerstag einen Afghanistanvortrag. DoktorandInnen und DiplomandInnen behalten mich noch länger, aber Ihr, Freunde, Kollegen, Weggefährten sollt auch wissen, dass die Dankbarkeit nicht ortsgebunden ist. Frühere Zuversicht ist der Hoffnung gewichen, das ist wahr. Darüber werde ich auch sprechen. Ich danke euch!

Die Vorlesung

1. Vom Frieden wissen wir nicht viel

Wollte nicht die Wissenschaft sich in den Dienst des Friedens stellen? Von frühester Ideengeschichte an finden wir Spuren des Bemühens, die menschliche Intelligenz, unsere Erfindungsgabe, Kreativität und die Einsichtsfähigkeit zu einer friedlichen Welt, einem friedlichen Gemeinwesen, einem befriedeten Staat zu nutzen. Wir haben uns zur speziellen moralischen Spezies entwickelt, zur Krone der Schöpfung erklärt, wir sind das lächelnde Tier. Sind wir zum friedlichen Gemeinwesen fähig? Unser Bemühen steht sicherlich auch unter dem Einfluss des empirisch unabweisbaren Befunds, dass jede Ausdifferenzierung unseres Theorie-Vermögens und unserer Systematik zu unfriedlichen Zwecken bestimmt oder wenigstens genutzt werden konnte, auch Dual Use ist nicht neu. Im Mythos des Odysseus und in den Metamorphosen des Ovid finden wir genügend Belege, und man wird schon bei Herodot die Vorlage für die moderne französische Version finden, „... la geographie, ca sert, d'abord, à faire la guerre ...“ – Geographie dient vor allem dem Kriegshandwerk (Yves Lacoste).

Wo immer die Wissenschaftskritik bzw. die Kritik des Wissens die Unterwerfung unter falsche, also offenbar unfriedliche Zwecke ortete, wurde der Gegenentwurf einer friedlichen Gesellschaft ausgemalt. Solch ein Entwurf konnte nur grundsätzlich *gegen* die Vereinnahmung der Wissenschaften in die Gesellschaft erfolgen: fortschrittsskeptisch, naturromantisch, auf Zivilisationskritik und Kulturkritik aufbauend der *sancta simplicitas*, den Lilien auf dem Felde huldigen, oder aber ernsthafter, dem Widerstand gegen eine Hybris folgen, dass nämlich, was an Bösem *erdacht und belegt* erscheint, auch *angewendet* würde. Dieser andere Entwurf steuert entgegengesetzte Ufer an. Er setzt die Vernunft, das Vernünftige, die richtige Wahl und eine ethische Orientierung an die ersten Stellen. Das bedeutet noch mehr Wissen und Wissenschaft, noch mehr Anstrengung, die Bosheit in und um uns aufzuklären und durch Erkenntnis besiegbare zu machen: das hieß dann *Wissenschaft im Dienste des Friedens*, was mit der oft popu-

lären Formel von der *Wissenschaft im Dienste des Volkes* nicht immer kompatibel war.

Die beiden Entwurfsstränge finden sich zu meinen Lebzeiten überreichlich. Schon früh, selbst geängstigt von der Möglichkeit des Atomkriegs, wusste ich, was *Pugwash* war, mit sechzehn las ich Russell; später waren mir die friedenszentrierten Wissensentwürfe politisches Hartgeld, *Atome für den Frieden* und die Idee von *Macht, die Wissen wird und wissend macht*, zuvorderst. Das hielt nicht dauernd an, prägte aber allemal.

Die Erkenntnis der Einseitigkeit solcher Entwürfe kommt mit der Wissenschaft selbst. Dass die *Deutsche Physik* nicht die nomothetischen Bemühungen der neuen Naturwissenschaft zerstören, ja nur angreifen konnte, war schon ideologiekritisch vor jeder Sachkunde klar; ähnlich ging es mir bald mit Lysenko; und die Analogie machte mich den ideologisch aufgebauchten Teildisziplinen des nationalen Fortschritts gegenüber skeptisch – in allen Wissenschaften. Aber das eigentliche Problem war damit noch nicht auf dem Tisch. Wir konnten ja gar nicht sagen, was Frieden sei oder werden solle, anders als in großen Metaphern und philosophisch-moralischen Systemen, von Kants *ewigem Frieden* bis zu Blochs *Heimat in Demokratie*. Und noch in der Friedensbewegung von 1981 und den folgenden Jahren war mir immer aufgefallen, wie dünn die Aquarellierung des Friedens im Vergleich zur pastosen Darstellung aller Unfriedlichkeiten dieser Welt ausfiel. Dieses Unbehagen sollte ich behalten, auch gegenüber Galtung und anderen, die sich einen Frieden konstruierten, dessen Umschlagpunkt von der Idee zur Lebenswirklichkeit handelnder Menschen nie so richtig aufscheinen mag; schon gar gefiel mir ein plump-marxistischer Frieden nicht, der die Einsicht der Menschen nur an ihre kollektive gesellschaftliche Form binden wollte. Aber erst spät, für einige meiner praktischen Ausflüge in die Hochschulpolitik und die politische Wirklichkeit internationaler Interventionen beinahe zu spät, wurde mir die wissenschaftliche Bedeutung einer grundsätzlichen Ambivalenz sowohl der Begriffe als auch der hinter ihnen stehenden Konstruktionen deutlich.

Frieden ist nur ein Wort, Konflikte sind eine Wirklichkeit

In der Folge von Simmel, Elias, Coser, Dahrendorf heißt das nicht weniger, als dass Frieden das nie gesicherte Ergebnis gewaltreduzierter und gesellschaftlich eingebetteter Konfliktbearbeitung ist, die zugleich unsere Gesellschaft weitertreibt und sie sich entwickeln lässt, Schwester des Engels der Geschichte. Das muss provozieren, es muss wehtun, wenn ich mich nicht dem angeblichen Naturgesetz des menschlichen Wolfs oder Unmenschen fügen wollte; und umgekehrt, wenn ich nicht an die Unschuld als immer wieder herstellbare Heilsgeschichte glauben wollte. Die Bedingungen für Frieden erkennen heißt ja auch, versuchen zu verstehen, worin denn dieser Frieden anders als in einer schönen Imagination bestehen könnte. Woher wissen wir vom Frieden und wie kann er hergestellt werden, also politisch verhandelt werden, wie kann er gesellschaftlich werden? Die Frage ist konkret: ich arbeite in Afghanistan zurzeit in einer Gesellschaft, in der praktisch niemand weiß, wie Frieden schmeckt. Trotzdem ist er im täglichen Brot präsent.

Dazu zwei Anmerkungen, die mir erheblich erscheinen: zum einen die freundschaftliche Verweigerung gegenüber der Philosophie – die Philosophen dürfen *mehr*, mehr als wir Wissenschaftler, ihnen stehen die gewagteren Metaphern zur Verfügung, sie können uns orientieren und stützen; aber sie mögen sich nicht an die Stelle der Wissenschaft setzen, deren Konstruktionen und deren Empirie nicht schon die erhabenen Zwecke in sich tragen. Ich weiß heute genau, warum ich der Versuchung widerstanden habe und im Gefolge von Bloch kein Philosoph geworden bin, sondern dieser Zunft mit großer Achtung und Freundschaft nur am Rande meiner Arbeit Schnittstellen anbiete. Und zweitens: Ich kann mich nicht von der Übermacht des beobachteten Elends und seiner dem gesunden Menschenverstand unzugänglichen Unfriedlichkeit freimachen. In der Hochschulpolitik wie in den jüdischen Studien wie in der Konfliktforschung schließlich hat diese Unzugänglichkeit mich misstrauisch und unzufrieden gemacht. Das hat eine gewisse epimethische Qualität meiner Arbeit angemutet, die ich immer wieder zu Überholmanövern antreiben möchte.

2. Sicherheit ist kein Wert, sondern eine Beobachtung

Was ist schon sicher, überhaupt in einer Sprache, die die Ungewissheit kennt, die aber nicht zwischen *Safety*, *Certainty*, *Security* unterscheidet? Wir sprechen relativ präzise von Sicherheitsarchitekturen und meinen damit die Komposition von Handlungen und Einrichtungen, die Sicherheit wahrscheinlich machen und bis zu einem gewissen Grad garantieren, unter der Einschränkung, dass die Bedingungen bekannt sind und maximale Information über mögliche Gefährdungen existiert, die dann zur Prävention innerhalb der Architektur gehört. Das ist nicht nur militärische Logik, sondern findet sich in vielen anderen Bereichen, manchmal unter anderen Begriffen. Wir sprechen von Sicherheitsstandards, wenn es um Gegenstände des Alltags oder um Verkehrsmittel oder um risikoreiche Substanzen geht, wir legen Grenzwerte fest und belegen Verletzungen der Standards mit Sanktionen. Hier geht es auch um Vertrauen, z. B. in die staatlich verantwortete Expertise. (Wie sehr mag ich hier Max Webers funktionalen Vorgriff auf die Bürokratie, die auch Sicherheit gewährt und die Bürger entlastet. Das Verhältnis der Experten zu den Laien wird mich ein Leben lang verfolgen, seit ich die Grenzen der intuitiven Politik beobachtet habe.) Sicherheit wird zu einem Alltagsbegriff in allen Kontexten von Gefahr und Risiko. Vergesellschaftung schafft Sicherheit (da folge ich lieber Simmel als Weber). Konkreter finden wir dies in den Habituskonzepten von Bourdieu, wo die Affinität und die Sicherheit der Zuordnung bzw. des Zugeordnetwerdens Sicherheit, aber auch Begrenzung des Spielraums im Machtkampf um Positionen im sozialen Raum bedeuten. Wann immer wir Institutionen und gar Staaten wie Menschen und Menschengruppen behandeln, kommen wir in die analogen metaphorischen Zuschreibungen von Sicherheit und ihren oft unausgesprochenen psychologischen Subtext; in jedem Fall aber geraten wir in die kulturellen Rahmen solcher Zuschreibungen. Ich werde mich der psychologischen Nebenstränge zwar enthalten, aber auf sie hinzuweisen erscheint mir nötig, weil Sicherheit ja in ganz konkreten Umständen eine Sache der Wahrnehmung und ihrer Interpretation ist.

Wenn Deutschlands Sicherheit auch am Hindukusch verteidigt wird, kann man das exemplarisch abhandeln, unabhängig von

der Zweifelhaftigkeit des Zitats und seinen mittlerweile nicht zählbaren Zuschreibungen und Deutungen (Daxner 2009). Peter Strucks Satz bedeutet ja, dass es die Bedrohung einer bestehenden Sicherheit gibt, und diese Bedrohung am Hindukusch, also in Afghanistan, geortet wird. Von dort befehligt z. B. Osama bin Laden die Al Qaida Terroristen, von denen einige Attentate in Deutschland vorbereiten oder gar durchführen könnten, wenn – und das ist der Subtext – wir nicht dort an der Seite der NATO-Verbündeten diese Freiheit dadurch verteidigen, dass wir Osama und die Al Qaida und konkret die Taliban bekämpfen. Wenn es doch so einfach wäre ... Unsere Wahrnehmung von Bedrohung hat zwar durchaus, wenn auch nicht hochrangig, Terroristen im Blick, aber – und darauf kommt es an – keineswegs *kausal* aus der Situation in Afghanistan folgend. Das was wir, also Deutschland als internationaler Akteur, als Bundeswehr, als Entwicklungshilfe, als Diplomatie, als Berater etc. in Afghanistan machen, ist nur höchst gebrochen mit den Mandaten von ISAF und der Solidarität mit den USA nach 9/11 und dem schlechten Gewissen der Vernachlässigung Afghanistans nach dem Abzug der Sowjetunion in Einklang mit unserer Wahrnehmung von bedrohter Sicherheit zu bringen. Mit einem Wort, wir fühlen uns gar nicht unsicher wegen der Ereignisse in Afghanistan, aber vielleicht wegen anderer Wahrnehmungen. Die angemutete *Unsicherheit* aber ist ein starkes Mittel zur Legitimation einer bestimmten Politik: sogar in den Krieg zu ziehen, sogar Mandate und gesellschaftliche Konsense zu übertreten, sogar andere, bessere Legitimation, z. B. den Rechtsstaat, zu verlieren. *Vor Unsicherheit hat man Angst zu haben*, sofern man einsieht, dass sie einen konkret bedroht und nicht allgemein ist (hier ist ein guter Unterschied auszumachen zur Philosophie, die die Unsicherheit positiv an das menschliche Denken und damit die *Conditio humana* selbst zu binden in der Lage ist, wie beispielsweise Benjamin Constant). Wenn der frühere Verteidigungsminister Struck von der Sicherheit oder auch Freiheit spricht, die am Hindukusch verteidigt wird, spricht er von unserer Freiheit und unserer Sicherheit, vor allem der Unversehrtheit an Leib und Leben, an Eigentum, an Territorium, an psychischer Offenheit etc. Erst in zweiter Linie geht es um die Sicherheit der Afghanen. Die wird nun ganz anders wahrgenommen. Wenn wir den mittlerweile

zahlreichen und teilweise genau gegengelesenen Umfragen trauen dürfen, wissen wir, dass Sicherheit kein Zweck, sondern ein Mittel zur Erhaltung von Handlungsfähigkeit, von Planungshoheit, von Zukunft ist, die sich ausdrückt in erfüllten Bedürfnissen, z. B. sauberem Wasser, Beschäftigung, Energie, Schulbildung für die Kinder etc. Freilich kann solches nur in einem sicheren Umfeld gedeihen bzw. geliefert werden, aber umgekehrt wird kein Schuh daraus: Wenn ich Sicherheit ohne die Gegenstände dieser Bedürfnisse schaffe, dann bleibt sie abstrakt – im Wortsinne wert-frei. Zwischen unserer Sicherheitswahrnehmung und derjenigen der Afghanen kann aber nicht per Alltagsphilosophie oder besser Stammtischanthropologie geschlossen werden, sondern man braucht empirische Befunde in einem belastbaren Theorierahmen, der z. B. die Wirkung von Drohungen und die Adaption an jeweils attraktivere oder weniger attraktive Gewaltakteure beschreibt und erklärt. Die Herstellung dieses Theorierahmens ist natürlich immer Dual Use, sie ist – mehr noch, aber nicht schlimmer – gekennzeichnet von der *Komplizität* mit dem Konflikt, den sie analysiert. Dieser Sachverhalt führt mich an den Anfang meiner Ausführungen zurück, und ich will ihn erläutern, bevor ich zur Unsicherheit und zur Wissenschaft mit ihr komme.

Komplizität: Es gibt keine Unschuld

Dirk Baecker hat im Zusammenhang mit 9/11 und den Anfängen der Afghanistanintervention einen bemerkenswerten Aufsatz zur Komplizität der Wissenschaft mit dem von ihr affirmativ oder kritisch ins Auge genommenen Konflikt geleistet. Ich will Baecker etwas ausführlicher zu Wort kommen lassen.

„Das hieße jedoch, dass die soziologische Forschung sich als Teil der Gesellschaft begreift, die einen Krieg führt. Und dies hieße, dass der erste Satz jeder Forschung ein Ja zum Krieg enthalten müsste ... Diesem ersten Schritt, dem Ja zum Krieg, müsste jedoch sofort ein zweiter Schritt folgen, nämlich das Nein zum Krieg, wenn die soziologische Forschung ihrer eigenen Beobachtung Rechnung tragen können will, dass es zum Phänomen des Krieges in der Gesellschaft gehört, dass er abgelehnt wird ... Mit diesem Ja und diesem

Nein macht sich die soziologische Forschung zum Komplizen der Gesellschaft, die einen Krieg führt, und damit auch zum Komplizen des Krieges. Sie stimmt ihm zu und sie lehnt ihn ab.“ (Baecker 2002, 21)

Ich verkürze das Argument auf die harte These, dass kein Wissenschaftler sich der Komplizität mit seinem Gegenstand soweit entziehen kann, dass er nicht auch von ihm verändert wird. Das bedeutet nicht, dass dieser Wissenschaftler, ich, automatisch zur Partei oder gar zum Protagonisten des Konflikts wird. Weg von Afghanistan und dem Konfliktszenario einer bewaffneten Intervention stoße ich hier auf frühere und durchaus heftige Komplizitäten und ihre Interpretation. Die letzte große Kontroverse, in die mich dieses Thema geführt hatte, war Jonathan Littells „Die Wohlgesinnten“, wo die Tabugrenzen des legitimen Redens über den Holocaust einen kritischen Interpreten immer zum Komplizen der einen oder anderen illegitimen Deutung machen (Daxner 2009a, Strangmann 2010). Der Reflex bei der Behandlung von Littell war der Vorwurf von *Verharmlosung, Ästhetisierung oder Trivialisierung* des ultimativen Verbrechens. Wenn ich das Forschungsthema wechsele, heißt das bei der Intervention in Afghanistan „Verbesserung des Krieges“. Man könnte ähnliche Beispiele aus allen Bereichen bringen, in denen die Beobachtung von gesellschaftlichen Prozessen vorgefasste Meinungen, oft moralische Bedingungen, erst kritisch hinterfragt, wenn hinreichend klar ist, worüber man spricht. Das heißt, ich brauche den Begriff von einer Sache und nicht nur ihre Bezeichnung. Sind wir im Krieg, führen wir einen Krieg? Ich weiß, das ist gefährlich. Weil es scheinbar übersieht, dass man ja auch an die Beobachtung nicht vorurteilsfrei oder gar unschuldig herangeht. Aber gerade darin liegt ja das Problem der Komplizität, dass sie nur dann den Blick auf das mögliche Andere, also die Veränderbarkeit des Beobachteten verstellt, wenn man mit einem normativen Konzept an die Feldarbeit herangeht. Hier setzt ein weit früherer Bruch ein, kontrafaktisch und sozusagen Konflikttheorie *avant la lettre*. Sehr traditionell bedeutet das, man braucht den Begriff von einer Sache, um sie als veränderlich zu verstehen.

Ich habe seit 1970 Bildungspolitik und Hochschultheorie gemacht. Das normative Paradigma hieß damals wie heute *Aufstieg*

durch Bildung. Spätestens seit der Illusion der Chancengleichheit war es eigentlich verboten, das Spiel ungebrochen mitzuspielen, aber die Glaubenssätze wollten engrammatisch eingegraben werden in die Bildungsreform nach den sozialdemokratischen Wahlsiegen von 1969 in Deutschland und Österreich – bis zur heutigen PISA-Debatte. Auch hier wurden Kausalitäten abverlangt, wo Kontingenz und überkomplexe soziale Strukturen eigentlich eine Verlangsamung der Prozesse, aber einige dezisionistische Schnitte verlangt hätten. Mit anderen Worten, hätte man nicht Gutachten auf Gutachten auf Gegengutachten folgen lassen, sondern – als es noch möglich war – gemeinsames Lernen bis 15 durchgesetzt, dann hätte die Sozialpolitik der Bildungspolitik einen vielleicht schmerzhaften, aber im Endeffekt besseren Weg gewiesen als die Rücksichtnahme auf leere Traditionen. Mit Jürgen Rüttgers hat mich nie viel verbunden außer unserer Einigung darauf, dass das, was sich angeblich im deutschen Bildungswesen bewährt hat, bestenfalls zur Ausbildung von Bewährungshelfern taugte. Ich bin dabei – nicht im Schulbereich, aber in der Hochschulpolitik – in dauerhafte Doppelbindungen zwischen Wissenschaft und Praxis gekommen, ich wusste wie viele meiner Kollegen, dass vieles nicht begründbar war, was wir taten, oder begründet taten, was aus politischen Gründen keinen nachhaltigen Erfolg haben konnte – z. B. in der Einphasigen Lehrerausbildung, z. B. im forschenden Lernen. Diese Gründe wurden aber nicht politisch formuliert, sondern in eben jene bewährten Traditionen eingepackt, die wir nicht aufschnüren konnten. Das war im Übrigen eines der Motive, Präsident einer Universität werden zu wollen, um administrativ, als Experte im Weberschen Sinn sozusagen, einige der Double-Binds zu mildern. Meine Kritik am so genannten Bewährten liegt nun darin, dass es nicht zum Begriff kommen darf, dass es schon Praxis ist, die nichts mehr bewirkt, wo wir handeln müssen. Reformist, beschimpfe ich mich, doch Wissenschaft taugt auf dieser Ebene wenig zur Revolution.

Wogegen ich mich immer gewehrt habe, ist, der Wissenschaft ähnlich wie der Kulturpolitik nur ein Feld einzuräumen, das die Politik und die soziale Frage an den Rand drängt, was wieder zu neuer Komplizität führt. Es ging irgendwie immer um Krieg und

Frieden. Ich denke an meinen Kollegen und manchmal auch Unterstützer Gottfried Mergner, der mir einmal auseinandersetzte, wie gefährlich unsere militärraffine Forschung zu Flugzeuglärm sei. Ich stimmte ihm halbherzig zu, meinte aber, dass der Dual Use von Mathematik und Anthropologie für die Konfliktzonen dieser Erde und für den Krieg weit gefährlicher sei. Ich hatte damit meine Forschung um mehr als zehn Jahre vorweggenommen.

Echte Konflikte sind solche, deren Regelungspotenzial nicht schon einen Weg, einen Algorithmus weist. Unsicherheit bedeutet doch auch, die Folgen der angestrebten oder gar ins Werk gesetzten Regelung nicht abschätzen zu können, die Wirkungsmechanismen der Regelung nur unvollkommen zu kennen.

Das große Geschütz in diesem Zusammenhang heißt die Unterscheidung von Episteme und Doxa, kurz von wirklichem Wissen und Meinungen, wobei Dogmatismus letztlich aus der Doxa folgt, und Wissenschaft sich dauernd davon distanzieren muss, also keine Horizontalisierung von Meinungen, keinen Pluralismus von Wissenschaft und Meinung zulässt. Benjamin Barber hat diese Horizontalisierung zu einer Gefährdung von Demokratie verdichtet und ganz konkret auf die US-amerikanische Situation der Gegenwart angewendet. Evolutionstheorie und Kreationismus sind eben nicht zwei legitime Meinungen nebeneinander, die gleichen Raum beanspruchen dürfen. Mit anderen Worten. Wissenschaft trägt Qualitäten mit sich, die noch so ehrlicher und fundierter Meinungsbildung nicht einfach entsprechen. Was nicht heißt, dass beide nicht zu kritisieren seien, aber mit höchst unterschiedlichen Zwecken und Methoden. Dazu muss Wissenschaft aber in die Lage versetzt werden, auch politischen Entscheidungen zugrunde zu liegen und nicht zur Meinung, zur Auffassung reduziert zu werden. Das wäre für die Demokratie gefährlich, weil es der Meinungsführerschaft die Hoheit über Parteimacht gibt. In der Bildungspolitik hat es mich ratlos und zugleich aggressiv gemacht, wenn das Vorurteil bzw. die Meinung, Studierende müssten die Sozialgeschichte ihrer Eltern noch im Erwachsenenalter repräsentieren, echte Bafög-Reformen blockierten; nicht die konträren Position zu Studiengebühren sind bis heute das Ärgernis, sondern Begründungen,

die gesellschaftlichen Wandel und demokratische Deliberation blockieren.

Als ständige Kritik der Realität attackiert Wissenschaft die Erwartungen der Menschen auf die Sicherheit ihrer eingeübten, traditionellen oder spontan-pragmatischen Handlungen, sie produziert selbst Konflikte. Sie schafft Unsicherheit. Wenn ich mit Sicherheit sagen kann, dass unter definierten Umständen etwas bestimmtes eintreten wird, so kann ich doch nicht sagen, welche Folgen das haben wird, welche neuen Konflikte es hervorruft – und doch muss ich es erforschen. Hier ist die Leerstelle des gesunden Menschenverstandes.

3. Unsicherheit und Frieden

Solange ich in der europäischen Hochschulpolitik gearbeitet habe, als Komplement zu und nicht als Ablenkung von meinem Präsidentenamt, erschien mir die friedensbewahrende, ja -schaffende Macht der wissenschaftlichen Ausbildung, Forschung und Aufklärung von Politik und Öffentlichkeit unhinterfragte Grundlage meines öffentlichen Handelns. Davon zeugen noch die illusionären Pläne, als sich abzeichnete, dass ich im Kosovo die Universität Pristina und dann das Bildungsministerium übernehmen sollte. Die Realität war kein Schock für mich, auch kein Kulturschock, sondern ein Bruch mit der Einheitlichkeit meines Denkens und Arbeitens. Die anscheinend umfassende Unbrauchbarkeit meiner pädagogischen wie meiner sozialwissenschaftlichen Kenntnisse und Konstruktionen für die Arbeit in einem Umfeld von komplexen und vielfältigen Konflikten zeigten die Grenzen des mitgebrachten Wissens rasch auf. Zugleich aber bäumte sich meine intellektuelle Kapazität gegen die Übernahme der Routinen von Besatzung, Übergangsverwaltung und Peacekeeping auf. Ich machte den Fehler, am Anfang von einer Nicht-Gesellschaft, einer non-society, zu sprechen, womit ich die kosovarische meinte, dabei wusste ich, dass es immer Gesellschaft ist. Aber erst, wenn man die verborgene Normativität unserer guten Gesellschaft ablegt, nimmt man zur Kenntnis, wo unsere Erkenntnis ihre blinden Flecken pflegt. In der Doppelrolle des Besatzungsagenten und Kritikers wird man nicht schizopren,

sondern dialektisch und hellwach: wie einem die eigene Disziplin ihre Lücken offenbart, wenn man die Umgebungskultur, die Gesellschaft rundherum beobachten muss, um mit und in ihr teilweise aufzugehen. Das war die Geburtsstunde der Interventionstheorie. Im Nachhinein war es nicht nur eine Genugtuung, sondern fast wie Glück, ähnliche Erfahrungen und Überlegungen aus verschiedenen Ecken wahrzunehmen; am meisten sicherlich bei Georg Elwert, mit dem ich kurz vor seinem Tod noch über Kosovo diskutierte, und seiner Schule, mit deren Protagonisten, u. a. Christoph Zürcher und Jan Koehler, ich heute eng und freundschaftlich zusammenarbeite. Die Gewalttheorien sind vielleicht das wichtigste logische und strukturierende Glied zwischen Herrschaft und Macht, das zum Verständnis nicht nur von Interventionsgesellschaften, sondern vor allem von deren Konfliktdynamik nötig ist. Gewaltmärkte sind auch Sicherheits- und Unsicherheitsmanagement, und ihre Akteure sind auch Sicherheits- und Unsicherheitsmanager. Wenn eine Drohung das Leben einer wichtigen Person im Dorf angreift, dann schafft das Unsicherheit, birgt aber bisweilen eine fatale Sicherheit: Taliban machen ihre Drohungen meist wahr; man kann ihnen vertrauen, wenn es um die angekündigte Gewaltanwendung geht. Solche Erkenntnisse gewinnt man nicht aus Modellen, sie bedürfen der empirischen Zuordnung – und man läuft Gefahr, sie nur unter hohem persönlichen Risiko gewinnen zu können oder doch auch aus den Diskursen zu destillieren, die gerade das Feld beherrschen. Nicht allein die Probleme der Komplizität tauchen dann auf. Auch das Verhältnis von Erkenntnis und Risiko wird thematisch: Wie weit ist es ethisch vertretbar, das zu erforschen, was einen selbst und seine Erkennispartner gefährdet, um welchen Preis erkennen wir? Wie steht es mit unserer Autorität, wenn wir prekär gewonnene Erkenntnis verwerten wollen? Eine Fülle von Unsicherheiten also.

Zu den unangenehmen Befunden der neuern Forschung gehört auch, dass es zunehmend unwahrscheinlich wird, eine kausale Beziehung von Demokratisierung und Sicherheit feststellen zu können (vgl. Zürcher 2010), und zwar in beiden Richtungen. *Security first* wird damit zur hohlen Forderung wenn es um Gesellschaftsaufbau geht, und *Democracy first* schafft noch lange

keine Voraussetzung für Sicherheit, gerade wenn man sie nur an Wahlen festmacht. Das ist nicht besonders neu, muss aber doch zu denken geben, wenn die politische Praxis bei militärischen Interventionen zäh an den normativen Rahmensetzungen festhält, die mit dem *State- und Nation-Building* verbunden sind. Am Beispiel des Kosovo 2011 kann man studieren, wie falsch die noch immer gelehrten Theorien und Modelle sind, zumal wenn sich Politologie und die anderen Sozialwissenschaften nicht spannungsreich verbinden.

Diese Spannungen können am besten dort studiert werden, wo eine Maßnahme zur Erhöhung von Sicherheit Folgen hat, die die Unsicherheit verstärken, aber auf einer anderen Ebene. Unsere Interventionsforschung hat gut belegt, dass eine Intervention (sei sie eine Peacekeeping Operation, eine humanitäre Intervention, manchmal auch Krieg) Sicherheit erhöht, durch eine neue Machtkonstellation Komplexität stark reduziert (z. B. als Besatzung) – und dabei Folgekonflikte zeitigt, die wiederum Unsicherheit generell oder für viele zunehmen lassen, Komplexität erhöhen und zusätzliche Unsicherheit auf Sektoren provozieren, die vorher nicht signifikant gewaltsam waren (z. B. hat sich die Situation studierender Frauen im Irak nach der Besetzung durch die Amerikaner dauerhaft verschlechtert. Das hat nun nichts mit dem nicht zu rechtfertigenden Krieg zu tun, sondern mit den Folgekonflikten einer Besatzung, die sich von anderen Nachkriegsbesatzungen formal und in ihren Erscheinungen wenig unterscheidet). Es ist Konfliktforschung, die mich ganz besonders gefangen hält, weil sie nämlich Einblicke in die Schnittstelle von Normalität und Ausnahmezustand erlaubt, die uns ansonsten wenig zugänglich sind. Wir werden Zeugen einer gesellschaftlichen Umstrukturierung – oft spreche ich von *neuer* Gesellschaft – die wenigstens zwei Gesellschaften zur Ausgangslage hat: die der Intervenierenden und die der Intervenierten. Hier prallen nicht einfach Kulturen auf einander und werden Antagonisten (Huntington), sondern gesellschaftliche Kernelemente und Kulturen verbinden sich. Wieweit sie dies regelhaft tun, versuchen wir zu erforschen. Politisch-programmatisch hat es hier normative Vorläufer gegeben (z. B. Brahimis *soft Footprints*, das waren aber eher praxeologische Weiterent-

wicklungen). Sie haben vor allem den Zweck, Interventionen in dem Rahmen, in dem sie regelmäßig stattfinden, zu verbessern oder effektiver zu machen. Aber gerade diese Ansätze verlassen selten eine *good Practice*-Ebene und versuchen zu wenig, zu verstehen, was sich zwischen den Intervenierenden und den Intervenierten abspielt und was Dynamik des geänderten Verhältnisses von System und Lebenswelt auf der Ebene der letzteren in den Interventionsgesellschaften ausmacht (Zürcher 2010 in Bonacker, Daxner 2010). Die sich allmählich festigende und ausdifferenzierende Theorie von der Interventionsgesellschaft kann ich hier nicht ausführen. Aber ich kann auf eine politisch heikle Schnittstelle hinweisen, die oft Anlass zu höchst unfriedlicher Rhetorik und zu Kontroversen bietet. Dies ist die Schnittstelle zum Programm aller Friedensbewegung und -politik.

Ich habe drei umstrittene Prämissen vorzutragen: zum einen, dass die Kenntnis und historische Rekonstruktion des interventionsleitenden Quellkonflikts nicht notwendig etwas über die Formen und Bedingungen der Konfliktregulierung in der Interventionsgesellschaft aussagen. Schuldfragen eröffnen oft keine analytischen Optionen für die Bewertung von Folgekonflikten. (Nahostkonflikt als Paradigma: wechselseitige Schuldzuweisungen sind sogar rational begründbar, helfen aber niemandem weiter.) Zweitens: Wo die Bewertung der Intervention selbst bereits erfolgt ist und standhält, z. B. negativ zum Irak-Krieg der USA, kann man doch nicht zu grundsätzlich anderen Beobachtungen bezüglich vieler Interventionsfolgen kommen als bei positiveren Bewertungen (z. B. Afghanistan oder Haiti); die Analysen der Phänomene der Interventionsgesellschaft folgen keinen moralischen Prämissen. Aber sie fordern die Moral heraus, wenn sie erklären, was ist. Das hat drittens die moralisch hilfreiche Konsequenz, dass die Bedingungen für die Menschen unter den Folgekonflikten der Interventionsgesellschaften unter allen Umständen verbessert werden sollen, und nicht nur dort, wo man von vornherein bereits mit der Parteinahme für sie politisch korrekten Grund unter den Füßen hat. Politisches, wissenschaftliches und moralisches System sind nicht deckungsgleich und hängen nicht fest gekoppelt zusammen. Mein Freund und Doktorand Jan Free hat hier für die soziologische Forschung

wertvollen Boden bereitet (Free 2010). Die Modernität der Friedenseinsätze besteht ja gerade darin, dass sie über einen Wertediskurs und die mögliche Verbesserung des Danach, also der Folgen der Intervention, in der Interventionsgesellschaft, gesteuert werden.

Ich habe auf die Gefahren und Implikationen der Komplizität hingewiesen. Hier sind wir bei der Probe aufs Exempel angekommen. Erklärungen gewaltsamer Zusammenhänge sind immer auch Ressourcen für Gewaltakteure, sofern sie diese Erklärungen dekodieren und nutzen können. Sie sind aber genauso Grundlage für die Kritik der Akteure und ihrer Handlungen. Mein Haupteinwand gegen die oft ideologisch gerahmte Kritik – Verbesserung des Krieges, Parteinahme für die Intervenierenden durch Kommunikation mit ihren Akteuren etc. – ist, dass erst die Interventionsforschung und vor allem die Analyse der Interventionskultur jenen sozialen Raum für Empathie mit den Intervenierten schafft, der überhaupt Spielraum für Korrekturen bei den Intervenierenden zulässt. Die Fähigkeit aber, an den Folgekonflikten von Interventionen und ihrer Regulierung selbst und aktiv mitzuwirken, ist eine Sicherheit, die den Unsicherheiten der Betroffenen, Gewalt und Drohungen, am wirkungsvollsten entgegentritt. Q.e.d.

4. Trost der Wissenschaft

Wissenschaft schafft Unsicherheit. Der heuchlerische Kampf gegen den Relativismus entpuppt sich oft nur als ein Kampfbegriff gegen verunsichernde Wahrheiten. Wissenschaft schafft auch Sicherheit, sonst könnten wir nicht handeln und uns und andere orientieren. Aber sie verunsichert die Selbstgewissheiten der mächtigen Akteure.

Wenn Konflikt-Transformation so gelingt, dass die Transaktionskosten für Gewalt stetig steigen, dann hat Frieden eine Chance.

Es gibt in der Konfliktforschung recht genaue Untersuchungen, wie Unsicherheit und Ambivalenz zusammenhängen und wie ihnen begegnet wird (Rubinstein 2008, 111). Dabei spielen die Vermeidungsstrategien gegenüber der Ambivalenz – also der Ungewissheit – eine starke konkrete Rolle. Soweit also gewahren

wir die Wirklichkeit in einer prekären Situation. Wenn die Wissenschaft nun untersucht, warum das Verhalten in der Konfliktsituation so und nicht anders ist, erhellt sie Zusammenhänge, die Leben retten – oder gefährden können – die zum Eingreifen raten – oder davon abhalten können, die also das schaffen, was man eine „Lage“ nennt. Ich denke natürlich jetzt an die konkrete Situation im Konfliktgebiet in Afghanistan. Da geht es einmal darum, welche Wahrnehmung von Sicherheit die Betroffenen, also die afghanische Bevölkerung hat: daraus leiten diese Menschen ihre Vorstellungen von Entwicklung und die dazu nötigen Akte ab. Aber daraus können wir auch lernen, mit welcher Sicherheit die Sicherheit und Unsicherheit bewertet, geordnet und wahrgenommen werden – gegenüber der Essayistik von mentaler Kriegsberichterstattung an vielen politischen Tischen ist das schon ein Vorteil, denke ich.

Die Verflachung aller Meinungen, wie sie Barber charakterisiert, ist verführerisch. Wie, wenn Unsicherheit das eigentlich Richtige wäre; wie, wenn Unübersichtlichkeit es uns schwer, unseren Gegnern aber auch nicht leichter macht, einen Ausweg zu finden; wie, wenn Ungewissheit Vertrauen gleich gar nicht aufkommen lässt? Dann siegt immer Stabilität über Sicherheit, Sicherheit über Freiheit. Die sind aber so wenig zu versöhnen wie Ökonomie und Ökologie, vielmehr müssen sie komplexe Beziehungen eingehen, um koexistieren und gar zusammenwirken zu können. Sicherheit kann zum Beispiel jene öffentlichen Räume schaffen, die Freiheit erst ermöglichen. Freiheit kann beispielsweise eine höhere Risikobereitschaft bei Menschen schaffen, die ihre Errungenschaften, Schulen, Gerichte, Wege zum Markt etc. durch selbstbestimmte Maßnahmen verteidigen wollen – und deshalb Konflikte austragen und nicht vertagen wollen, sei es mit Gewalt.

Ich habe von der Komplizität von uns Wissenschaftlern mit unseren Gegenständen gesprochen. Es gibt aber auch eine andere, mit den Menschen, die unsere Ergebnisse brauchen, fast als wären sie Wahrheiten. Sie müssen uns vertrauen können, dass wir aus dem Übermaß an Information die richtigen Daten auswählen und verantwortungsvoll erklären, und dass wir uns dagegen wehren, die Verwertung der bisherigen Routine zu überlassen

oder dem alternativlosen Sachzwang der Politik zu opfern. Wir müssen gehört werden. Wenn wir einen Frieden denken können, dann müssen wir die Verfahren, Grenzen und Möglichkeiten der Konflikterkennung und -bearbeitung auch ausloten – bis zur Schmerzgrenze der Wahrheit. Billiger ist Frieden nicht zu haben.

Verwendete Literatur

- Asia Foundation (2004–2010): Asia Foundation, 2006; Asia Foundation, 2007; Asia Foundation, 2008; Asia Foundation 2010: A Survey on the Afghan People. Kabul
- Barber, Benjamin: Amerika, du hast es besser. Süddeutsche Zeitung 4./5. Dezember 2010, S. 14
- Baecker, Dirk (2002): Der Krieg als Ritual der Gesellschaft. In: Thomas Oberender (Hrsg.): Gott gegen Geld. Berlin (Alexander)
- Bonacker, Daxner, Free, Zürcher (2010): Interventionskultur. Wiesbaden (VS)
- Daxner, Michael (2009): Neue Kriege und Innere Sicherheit. Vortrag Giessen 13.1.2009
- Daxner, Michael (2009a): Die Wohlgesinnten, ein Roman von Jonathan Littell, Oldenburger Universitätsreden 182 (BIS-Verlag)
- Free, Jan (2010): Wege zu einer Soziologie moderner Friedenseinsätze. In: Bonacker u. a. 2010, S. 49–73
- Rubinstein, Robert (2008): Peacekeeping under Fire. Boulder (Paradigm).
- Strangmann, Sinja (2010): Nationale und globale Interpretation des Holocausts am Beispiel von Jonathan Littells „Les Bienveillants“. MA, Oldenburg 2011
- Zürcher Christoph (2010): Der verhandelte Friede. In: Bonacker u. a. 2010, 19–30

Michael Daxner (1947)

Dr. phil., Dr. h. c., ab 1974 Universitätsprofessor für Hochschuldidaktik, ab 1998 Professor für Soziologie. 1999 Verleihung des Bundesverdienstkreuzes 1. Klasse.

Studien an den Universitäten Wien und Freiburg/Brsg.; 1972 Promotion zum Dr. phil. 1970–1974 Referent im österreichischen Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung. 1974 Ernennung zum Professor für Hochschuldidaktik an der Universität Osnabrück. 1983–1984 Forschungsaufenthalte in den USA; 1985–1986 Dekan des Fachbereichs Erziehung und Kulturwissenschaften der Universität Osnabrück. 1986–1998 Präsident der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg.

2000–2002 im Auftrag der United Nations Interim Mission in Kosovo (UNMIK) Head of Department of Education and Science und International Administrator der Universität im Kosovo.

2003–2006 Arbeiten für die österreichische Bundesregierung und die EU-Präsidentschaft zum Bereich Westbalkan.

Ab 2003 Beratungs- und Aufbauarbeit im Hochschulbereich von Afghanistan, dort auch bis heute konfliktsoziologische Studien und Beratung.

Mitglied in zahlreichen Gremien, so u. a.: Beirat der Stiftung Arbeit und Umwelt, IGCPK, Senat der Stiftung Niedersachsen, International Higher Education Academy of Science in Moskau, AG Nachwuchs des Wissenschaftsrates, Executive Committee der International Association of University Presidents (IAUP) (1999–2001 Treasurer IAUP), Österreichisches Universitätenkuratorium (bis 2004), Board der Association of European Universities (CRE), Hochschulrat des Landes Brandenburg (bis 2007), Dienstrechtsreformkommission beim BMBF, Leiter der AG Forschung bei CCHER (Europarat) (bis 2000), Beirat des Instituts für Hochschulforschung und der Jugendbegegnungsstätte Auschwitz, seit 2007 Präsident des Observatory of the Magna Charta (Bologna) und Sprecher der Arbeitsstelle Interventionskultur (Oldenburg-Potsdam-Marburg).

2008 und 2009 Lehrbeauftragter und Gastwissenschaftler an der Freien Universität Berlin, SFB 700, 2009 Senior Fellow Berghof Conflict Research, Berlin. 2010 Senior Research Fellow, SFB, Freie Universität Berlin

Oldenburger Universitätsreden

Vorträge · Ansprachen · Aufsätze

Über die Lieferbarkeit der Ausgaben Nr. 1 bis Nr. 183 gibt der BIS-Verlag der Universität Oldenburg Auskunft.

Nr. 184 Mittelstraß, Jürgen: Neue Forschungsstrukturen und die Rolle von Advanced Study Institutes / Weiler, Reto: Perspektiven für das Hanse-Wissenschaftskolleg. – 2009. – 25 S.

ISBN 978-3-8142-1184-8

€ 3,10

Nr. 185 Schneidewind, Uwe: „Shifting Baselines“ – Zum schleichenden Wandel in stürmischen Zeiten. – 2009. – 35 S.

ISBN 978-3-8142-1185-5

€ 4,10

Nr. 186 Jörg Bleckmann – Ehrensensator der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Dokumentation des Festaktes am 5. November 2008. – 2009. – 34 S.

ISBN 978-3-8142-1186-2

€ 4,10

Nr. 187 Żyliński, Leszek: Die Eigenart der polnischen Rezeption von Günter Grass. – 2009. – 36 S.

ISBN 978-3-8142-1187-9

€ 4,10

Nr. 188 Benali, Abdelkader: Migration als Märchen. Eine Liebeserklärung an die Entwurzelung. – 2009. – 21 S.

ISBN 978-3-8142-1188-6

€ 3,10

Nr. 190 Busch, Friedrich W. / Scholz, Wolf-Dieter: Zwischen Freiheitswunsch und Bindungsbedürfnis. Wie denken Jugendliche über Familie, Ehe, Partnerschaft?. – 2009. – 74 S.

ISBN 978-3-8142-1190-9

€ 5,10

Nr. 191 Dettmar, Ute: Scherz, List, Rache. Formen und Funktionen des Komischen in der Kinderliteratur. – 2009. – 39 S.

ISBN 978-3-8142-1191-6

€ 4,10

Nr. 192 Verleihung der Ehrendoktorwürde an Prof Dr. Jürgen Helle. – 2009. – 30 S.

ISBN 978-3-8142-1192-3

€ 3,10

Nr. 193 Leinemann, Susanne: Ein essayistischer Blick von West nach Ost / Kaßner, Natascha: Wendezeiten. Künstlerische Interpretationen zu Mauerfall und deutscher Einheit in der Kinder- und Jugendliteratur. – 2010. – 30 S.

ISBN 978-3-8142-1193-0

€ 3,10

Nr. 194 Waterdrinker, Pieter: Anna Karenina und La Perla. – 2010. – 22 S.

ISBN 978-3-8142-1194-7

€ 3,10

Nr. 195 Unseld, Melanie: Musikwissenschaft als Kulturwissenschaft. – 2011. – 36 S.

ISBN 978-3-8142-1195-4

€ 4,10